

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 27 (1933)
Heft: 9

Artikel: Persönlichkeitsdämmerung
Autor: Braun, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-136432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mechanismus. Diese göttliche Paradoxie mit Staunen verstehend, rufen wir mit dem sechsundvierzigsten Psalm, der sicher in einer ähnlichen Lage entstanden ist, gerade in die ungeheuer wachsenden Kriegsrüstungen hinein: „Kommet und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solch Zerstören anrichtet, der den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennt. Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin.“ Ja, Gott selbst ist es, der nun — auf seine paradoxe Art — Frieden herbeiführt, Gerechtigkeit und Reich.

So ist uns das Heil näher, als da wir gläubig wurden. So dürfen wir fröhlich sein auch inmitten von Dunkel, Anfechtung und Not aller Not. Gott kommt, Christus kommt. Es ist aber klar, daß diese Art zu schauen uns nicht dazu verleiten wird, auf eine falsche und faule Weise, uns in einen frommen Schlafmantel hüllend, die Sache Gott allein zu überlassen. Im Gegenteil: gerade so schauend werden wir recht aktiv. „So leget nun ab die Werke der Finsternis und ziehet an die Waffen des Lichts!“ Wir wissen ja, daß die Verheißung des Gottes, der es allein macht, nur gilt, wenn Menschen sie verstehen und in Gehorsam der Tat verwirklichen. Das ist wieder eine göttliche Paradoxie. Wir arbeiten nun erst recht in Kraft, weil in Getrostheit. Wir arbeiten erst recht mit höchster und auch ruhiger Anspannung, weil uns so viel anvertraut ist. Wir arbeiten so, daß wir allein auf die Kräfte abstossen, die aus Gott kommen und den Dämonen gewachsen sind. Und wir arbeiten so, daß *unsere* Sache immer mehr auch in uns und durch uns *seine* Sache wird, seine Sache, die niemand besiegen kann. Denn wer gegen Gott kämpft, ist schon gerichtet. Und nicht wahr, das ist uns doch vertraut, daß nichts eine gute Sache so fehr reinigen, stärken, unüberwindlich machen kann, als wenn sie durch Leiden muß?

Leonhard Ragaz.

Personlichkeitsdämmerung.

I.

Versuchen wir, den Unterschied, der unsere Zeit von den vergangenen vortechnischen Jahrhunderten trennt, in eine Formel zu fassen, so fällt uns besonders *ein* schlechthin unbestreitbares Merkmal auf: unsere Unraust gegenüber jener Ruhe, in welcher den mit Mauern umgrenzten Städten der Tag einst dahinging. Wir brauchen nur eine Marktszene von Calot, ein holländisches Gesellschaftsbild, wo man mit Halskrausen angetan tafelt und musiziert, einen sonnigen Kirchen- oder Palaysplatz Canalettes mit unserem gewohnten Zimmer- und Straßenleben zu vergleichen, um sogleich zu wissen, daß damals ein Gestirn herrschte und alle Verhältnisse mit seiner Ausstrahlung durchdrang, das heute, wenn nicht völlig verschwunden, zum unaufhaltsamen Untergang sich anschickt: die Beschaulichkeit. Wer nur in eine

der vielen Wiener, Münchner, Warschauer, Dresdner Veduten des Canaletto sich einzuleben die Mühe nimmt, wird, wenn er diese Welt der kleinen Plätze, krummen, von Karossern durchholperten Gassen, der Marktburden, der grünen Vororte vor Bastieen betreten hat, innerhalten, als wäre es ihm hoffnungslos verwehrt, aus seinem tollen Zeitung-, Auto-, Kino-, Fabrik-, Büro - Zustand in jene unwahrscheinliche Kleinstadtstille zurückzufinden, die damals Boden der europäischen Weltkultur war. Und doch wird es ihn unwiderstehlich dorthin locken. Denn hier erfährt er Befreiung von täglicher gewohnter Haft, hier kann er wieder Ruhe atmen, die dem Heutigen nur mehr eingefchränkt als Erholung im Dorf gegönnt ist. Hier darf er müßig stehen und etwa auf die Ankunft einer Kavalkade warten oder auf das Glockenlied einer Domuhr hören; hier gibt es noch Zusammenkünfte vor dem Kirchenportal, aus dem die Klänge der Sonntagsorgel dringen; hier schöpft man beim Einkauf vor den Buden die Ereignisse des Monats nicht aus, als da sind: die kaiserliche Schlittenfahrt auf dem größten Platz der Stadt oder der aufregende Einzug eines exotischen Gesandten, dessen Pelz und Agraffengefunkel hinter den Scheiben der von sechsfachem Vorgeßpann gezogenen Karosse den versammelten Bürgern ein unerhörtes Schauspiel bietet. Hier begeht man vormittags die Hügel nahe der Stadt und verliebt sich ein bißchen zu fehr in den Anblick der mächtig verlaufenden bewährten Wälle und der dahinter ragenden Türme und grün schimmernden Kuppeln: denn in dieser Zeit pflegt man das Sich-Wiederholende. Die Eindrücke wechseln wenig, doch zeichnen sie sich durch Stetigkeit und Schwergewicht aus: wie die breiten Wölbungen und Pfeiler der Häuser. Es wird nichts allzu leicht flüchtig und entfernt sich vom Ursprung.

2.

Ja, alles ruht wie unter der Mittagsonne behaglich in sich. Die Menschen muten gewiß schwerfällig an, doch scheinen sie wesenhafter. Sie verstehen es nicht, während des Gespräches vom Hundertsten ins Tausendste zu geraten, innerhalb weniger Minuten beim Tee zugleich über Indien, Amerika und das Mittelalter sich auszulassen wie unsereins, da ihr Umlauf begrenzt ist und ihnen Gelegenheit mangelt, aus der Hochflut der durch Buch und Zeitung verbreiteten Bildung beliebig zu schöpfen. Die Zeit bildete damals eine Art Menschen aus, die man am treffendsten vielleicht mit dem Namen „Figuren“ bezeichnet: jene köstlichen Handwerker, Standespersonen, Gelehrten, Kürassiere, Karossiers, deren ganzes Wesen sich bis auf die Kleidung eigentlich äußerte. Man kann nicht leugnen, daß heute nach derlei Besonderheiten kein Verlangen mehr besteht: sie gelten als abfeitig, wunderlich, lächerlich, auf jeden Fall aber unnötig — und dies infolge einer natürlichen Entwicklung, die nicht zurückzuschrauben ist. Doch bleibt aufrecht, daß, je mehr dies Unvermeidliche fortſchreitet, wir um so stärker an Eigenart verarmen. „Unser Leben ist“ eben, wie Jakob Burck-

hardt schon vor 50 Jahren im Hinblick auf die verlorene Kultur des 17. Jahrhunderts klagt, „ein Geschäft, das damalige war ein Dasein.“

3.

Es mag freilich der Einwand berechtigt scheinen, daß wir diese Vergangenheit in einem zu verklärenden Licht sehen und uns nur genauer in sie einzuleben brauchten, um in ihr ebenfalls genügend Unruhe vorzufinden. Man bedenke doch die bange Unsicherheit, die damals alle die schützenden Mauern Verlassenden oder hinter ihnen eine Belagerung Ertragenden befieß! *Gerade* während des 17. Jahrhunderts gab es dreißig Jahre lang furchtbarsten Krieg, Pest und wieder Krieg: wie sollten solche Tatsachen mit *der* Ruhe verträglich sein, der das Entscheidende des vergangenen Lebensgefühls zugeschrieben wird?

Zum Verständnis dessen, was hier gemeint ist, sei daran erinnert, daß das dynamische Wesen unserer Zeit durchaus nicht zusammenfällt mit Katastrophen, als da sind: Kriege, Seuchen, allgemeine Unsicherheit infolge von Auflauerungen und Ueberfällen. Wäre dem so, dann befänden wir uns gegenwärtig nach der ungeheuerlichen Verheerung des Weltkrieges in einer Epoche der *Ruhe*. Denn diese müßte nach befestigtem Frieden, bei Ungestörtheit durch Epidemien in alter Art anbrechen. Statt dessen bemerken wir aber, daß — von äußerer Bedrohung ganz unabhängig — keine den früheren Jahrhunderten entsprechende Muße bei uns zu spüren ist, sondern trotz, ja *gerade infolge* der staatlichen Sicherheit und seucheverhindernden Hygiene ein auffallendes Ansteigen des Verkehrs, der Maschinenbewegung und anderer die Unraust fördernder Dinge, womit sich klar erweist, daß sie gar nicht erst durch Schicksalsschläge hereingetragen wird, sondern zum Wesen der Zeit gehört. Kriege, Seuchen, Aufruhr und die damit verbundenen Schrecknisse und Greuel hat es immer gegeben und wird es wahrscheinlich immer geben, doch davon unabhängig erweist sich einmal das Zeitgefüge als enge und dichtmaschig und ruhig wie im Mittelalter, ein anderes Mal bewegt und unruhig wie heute.

4.

Glaubt man aber der ähnlichen Gefahr einer „optischen Täuschung“ zu verfallen, wenn wir die Vergangenheit aus ihren *Bildern* wiederherstellen, so müssen wir angesichts der noch vorhandenen Hinterlassenschaft ihrer Gebäude, Bücher, Geräte, Einrichtung dennoch zu demselben Ergebnis gelangen. Sie geben über ihre Verfertiger eine die Bilder *bestätigende* Auskunft. Man vergleiche nur Gegenstände, die etwa vor zweihundert Jahren von Handwerkern geschaffen wurden, mit denselben in Fabriken erzeugten: vom großen, mit gedrechselten Leisten und Einlagen verzierten Wandkästen angefangen bis zum ungewögen Türschloß mit seinem langen, schweren Schlüssel, und man wird finden, daß solche Ausgewogenheit der Maße heute nicht oder nur als seltene Kunst und Liebhaberei, keinesfalls aber *allgemein* mehr

möglich ist. Als Ursache dieses Versagens wird gewöhnlich in Ahnung des richtigen Sachverhaltes auf eben das Fehlen der Muße verwiesen, die einst gegeben war und zu liebevoller, persönlicher Arbeit veranlaßte. Galt doch die selbstverständliche Forderung, alles Gerät nicht nur für den augenblicklichen Gebrauch und Nutzen, sondern als ein dem Lebensganzen Eingeordnetes mit Kunst und Gediegenheit herzustellen, — eine Forderung, die nur infolge des leisen Dahingangs der Stunden durch Werkstättenarbeit erfüllt werden konnte.

Zweifellos hatte der Handwerker — besonders zur Zeit der ersten Manufaktur- und Fabrikbetriebe — einen schweren Stand und es bedurfte angestrengtester Tätigkeit, um sein bloßes Dasein zu fristen, worüber uns manche bittere Klage dieses Jahrhunderts aufklärt, doch bleibt bestehen, daß trotz aller Unlust und Bedrängung sein Verhältnis zum Werke ein innigeres war als das des heute gesicherteren Verfertigers von Massenware. Denn etwas von seinem harten Daseinskampf Unabhängiges, Schöpferisches schmiedete zwischen ihm und dem Werk die Verbindung, die bei der nun gebräuchlichen Arbeitsweise fortfällt und fortfallen muß. Es kann nicht ohne Folgen bleiben, ob man — wie in früherer Zeit — über den Weg von Lehrling und Gefellen zur Meisterschaft, also zur völligen Beherrschung eines Gebiets durch die einzelne Person gelangt, oder ob man nur der (wenn auch gründlichen) Erlernung einer bestimmten Tätigkeit bedarf, die man dann als *Teil* eines großen Ganzen ausübt.

Man ist gewiß kein übelwollender Verneiner, wenn man den natürlichen Geschmackssinn, der den vortechnischen Jahrhunderten so auffällig eignet, aus eben diesen Gründen dem Fabrikwesen abspricht. Heute muß der unablässige Anspruch auf Beschleunigung und Arbeitsteilung alles im Menschen, was einem innigeren Verhältnis der Person mit dem Werke zustrebt, unterbinden. Wie sollte auch ein nach dem Taylorfsystem Schaffender eine wirklich lebendige Beziehung zum Stoff aufbringen? Wenn Menschen in genau berechneter Zeit innerhalb eines genau berechneten Raumes eine genau berechnete Bewegung ausführen — etwa einen Pinselstrich, eine Schraubendrehung, einen Hammerschlag, auf dem Rücken oder Bauche liegend, hockend, auf- und zurückspringend — und dies Monate, ja Jahre hindurch, — so ist ihre Maschinisierung so weit gediehen, daß sie unmöglich im Werk ihr Eigenes zu sehen und zu geben vermögen. Die Verbindung vom Ich, das sich im Stoff darstellen will, mit der Schöpfung, die es widerspiegeln soll, ist zerrissen, die Freude am schlichten Ausdruck: dahin. Und wenn auch Bestes und Genauestes (Qualitätsarbeit) vom Einzelnen geleistet wird, — die *persönliche* Bewältigung eines ganzen Gebietes, die Meisterschaft heißt, läßt sich dadurch nimmermehr ersetzen. Je rastloser und verwirrender aber das Rad der Zeit sich dreht, um so stärker klafft Mensch und Arbeit auseinander. Die Selbstdarstellung weicht der Betäubung. Man verläßt immer mehr das begrenzte, feste Gebiet, darin man Mittelpunkt und

Herr zu sein vermochte, und vergibt seine Kraft an die Gelegenheit industrieller Nachfrage, — was dem strenge sich bildenden Handwerks-Ich alter Zeit zweifellos als *unpersönliche Selbstaufgabe* gegolten hätte.

5.

Daselbe Zeichen steht über der *Erholung* unseres Zeitalters. Freilich bedeutet jede Entspannung von angestrengter Tätigkeit immer „Zerstreuung“: ein absichtliches Sich-Ausstreuen und -Verlieren an außerhalb des Ich befindliche Dinge, ein Vorgang also, der gerade der Sammlung entgegengesetzt ist. Doch wie geschah auch *dies* früher in persönlicher Form! Die Beschaulichkeit, mit welcher man einen Gang in die Natur unternahm, sich ans Fenster oder vor das Haus setzte, sein Abendspiel betrieb, ein Buch las, Theater anhörte, war getönt von der beherrschenden Mittelpunktstellung der Person, die, wenn sie auch zeitweise an dies alles sich verlor, sich selbst dabei nie so völlig aufgab, daß sie die Eindrücke bloß leidend über sich ergehen ließ, wie wir es etwa bei Kinoaufführungen oder Autofahrten tun. Die alte Bedächtigkeit im Denken, Sprechen, Anschauen, Erleben hätte solchen jagenden Bilderwechsel nie ertragen.

Wo gibt es in der heutigen Großstadt noch die Zimmerruhe, die man früher nach der Tagesarbeit fast allgemein genoß, wobei man das Gefühl, eine abgeschlossene Welt für sich zu sein, dem damals die Zeit in allen nur erdenklichen Verhältnissen zur Entfaltung verhalf, innerhalb seiner vier Wohnungswände erlebte? Wo gibt es noch die damit verbundene behagliche Art der Zerstreuung, die man mißverstünde, wenn man sie mit Trägheit und Stumpfheit verwechselt?

Amerika, dessen Stand Europa immer erst nach einiger Frist einholt, und das somit wie ein Barometer anzeigt, was wir in Zukunft zu erwarten haben, belehrt uns gründlich auch über das Ende dieser Zimmerruhe. Denn, von der Nüchternheit seiner Wohnräume abgesehen, die im so und so vielen Stockwerk sich befinden, fehlt es an Menschen, die selbst den trostlosesten Winkel in einen Mittelpunkt verwandelten. Es geschieht ja dort das Merkwürdige, daß, je weniger man durch den entselbstenden Betrieb täglicher Arbeit zu innerer Geschlossenheit und Sammlung gelangt, man auch um so weniger diesen Mangel in freien Stunden nachzuholen trachtet, sondern gerade im Gegenteil Zerstreuung *sucht*, die den ichlosen Zustand nur fortsetzt. Wer mag sich auch nach erschöpfender Fabrikarbeit an das Fenster seines achten Stockwerks setzen, um unten in der steinernen Schlucht der Straße die unaufhörliche Kette der Autos vorbeilaufen zu hören, den Staub zu atmen, den sie herauftreiben, der Lockung nach Leben zu widerstehen, die sie verbreiten? Wer wird sich nicht abseitig, gelangweilt, versäumend vorkommen und seine Bemühung um Beschaulichkeit als ein ganz vergebliches, in *dieser* Welt sinnloses, längst überlebtes Beginnen abtun?

Das Besinnliche, das einst als Entspannung galt, empfindet man

heute als peinliche Anstrengung, vor der sich jeder, wo er nur kann, zu drücken sucht. Naturgenuß in der alten, bedächtigen Art etwa Adalbert Stifters, da der die Landschaft Durchwandernde ihrer feinen Unterschiede inne wird, gilt durchaus nicht mehr als Freude, sondern als Mühe. Man fühlt sich erst richtig entspannt, wenn man sie im Auto durchrasen kann, wobei es natürlich nicht mehr zu einer innigen Verbindung mit ihr kommt. Die Landschaft wird zur Bilderflucht, die erholend wirkt, weil sie das *Abwechslungsbedürfnis* vollkommen befriedigt. Wen regten auch nicht die fortwährenden Veränderungen folch einer raschen Bewegung an: das Wegstürzen der Bäume, Telegraphenstangen, Häuser des Vordergrundes, während der Hintergrund mit Bergen, Feldern, Wiesen, Baumgruppen, Dörfern und Städten sich langsam verändert und verschiebt? Zweifellos hat dies sein Belebendes, neue Arten von Freude Erzeugendes. Allein — man muß einräumen, daß *dieser* Naturgenuß etwas ganz anderes im Menschen erweckt als der frühere, der mit dem Betrachten der Nähe verbunden war: konnte sich damals durch die Muße die Einzigkeit des Ich entwickeln, auf das alle Umwelt sich gleichsam perspektivisch bezog, so tritt dies nun vor einem allgemeinen *Lebensgefühl* zurück, daß seine Höhen nicht in der Konzentration seiner selbst, sondern in der Hingabe an das Strom- und Wellenhafte der Umwelt findet.

Aehnliches gilt für den Sport. Gewiß erschließt er Gegenden und Möglichkeiten der Natur, die vorher unbekannt waren, und hierin beruht sein bedeutender Wert. Doch darf man sich zugleich nicht verhehlen, daß durch das Element des Rekordes, das ja jedem Sport anhaftet, der Blick von der Natur abgezogen wird. Man prüfe auf einer Skiwiese, wie viele von den im aufstrebenden Schnee einen neuen Schwung oder Sprung Versuchenden auch Augen für die Formen und mit den Stunden fortschreitenden Veränderungen der Landschaft haben, zu deren Innewerden nicht nur eine kurze Ruhepause genügt, sondern wartendes Belauschen. Oder man beobachte, wer wohl von den Schwimmern eines Sees im Sinn alter Naturbetrachtung sich zum stillen Schauen verführt fühlt. Im allgemeinen wird man finden, daß geselliges Spiel, Abbräumen des rastenden Körpers, Versuche nach Beherrschung des Wassers, die stets von Geschickteren angeregt werden, zur eigentlichen Erholung gehören. Um das Geheimnis der Landschaft kümmert sich kaum jemand.

Wer aber noch zweifelt, wie sehr Rekord etwas dem persönlichen Erleben Fernes bedeutet, bedenke die aufschlußreiche Antwort, die Englands berühmtester Rennfahrer auf die Frage, was er vor Antritt seiner Fahrt empfinde, gegeben hat: es beherrsche ihn vor allem die Furcht, sich vor der Weltpresse lächerlich zu machen. Der Antrieb, der ihm Kraft zum Gelingen gab, war nicht etwa ein inneres gewisses Bild, das ihn trotz und gegen alle Meinung stärkte, sondern einziger der allerdings riesenstarke Wunsch, dem fremden Anspruch nach Sensation Genüge zu leisten. Man glaube nicht, daß es sich hier um

eine zufällige Ausnahme handelt. Schon die Formen, die sich die Rekordlust wählt, bezeugen, daß es ihr einzig auf Beifall und nicht auf beste Verwirklichung ankommt, die einst durch allgemeinen Wettstreit ausgetragen wurde. Wer Ehre darein setzt, etwa die Rückseite einer Briefmarke mit einer in der Welt noch nicht bekannten Anzahl von Buchstaben zu besetzen, gibt zur Genüge kund, daß diese nicht um der ichhaften *Gestaltung*, sondern um des ichfremden Beifalls willen geschieht.

Vor allem aber kann die Lust zum Kino darüber aufklären, wie die Ansprüche der Persönlichkeit zurückgedrängt werden zugunsten unpersönlicher Sensation. Seine jagende Bilderflucht ist Symbol für die schlechthin unbestreitbare Tatsache, daß auch in der Erholung des Menschen (wie in der Arbeit) durch die wachsende Unruhe das Band, womit das Ich als souveräne Mittelpunktskraft die Außenwelt an sich kettete, zerrissen ist. Es gehört eben zu unserer Zeit, nicht mehr innerhalb der eigenen Persönlichkeit einen steten Herrsch- und Gleichgewichtszustand auszubilden, sondern von der Zentrifugalkraft wechselnder Eindrücke sich aus solcher Stellung schleudern zu lassen. Das mikrokosmische Reich des Einzelnen wird nicht mehr gewährt. Statt dessen gewinnt immer mehr die flutende Welle des Lebens zu herrschen, die zu meistern nur Menschen möglich ist, die etwas von unbedenklichen Schwimmern besitzen.

6.

Die Dinge miteinander und das Ich mit den Dingen in Beziehung zu bringen, das ordnende harmonische Gestalten der Welt — vom Menschen aus — ist stets Sache der Persönlichkeit und wird es immer sein. Wenn der Meister der früheren Werkstätten eine gefälligere Form für einen Tisch oder Wagen, für eine Zinnkanne oder Lederarbeit sucht, so liegt darin kein bloßes Verschönern und Nützlichermachen von außen her, sondern er handelt nach eben dem für sein Zeitalter geltenden Gesetz des persönlichen Verhaltens. Nur *darum* tragen Geräte und Schmuck dieser Zeit das unübertreffliche Gepräge des Geschmackes, der Ausgewogenheit der Maße, erscheinen uns das kleinste Haus oder Gäßchen oder auch nur ein Zaun, ein Dach, ein Fenster als Muster der Zugehörigkeit zur Landschaft. Hier bekundet sich Kraft, aus allem eine Welt, ein in sich Abgerundetes, Geschlossenes, bis an die Grenze seiner Möglichkeiten Entwickeltes zu gestalten; nicht bloß das auf dem kürzesten Weg Zweckmäßige, Sachliche, das sich in der einfachsten geometrischen Form darstellt.

Es mag nun durch diesen Gegensatz von Muße früherer und Unraust heutiger Zeit endlich klar überblickbar geworden sein, um wie viel mehr sich Persönlichkeit in der Nähe des Gemächlichen, Beschaulichen, in seiner Art Begrenzten befindet, als dort, wo es nur auf Schnelligkeit und Menge der Erzeugung, auf Sachlichkeit und Bewegung ankommt. Persönlichkeit hebt den Menschen ja aus dem Strom des Le-

bens, verwandelt ihn in einen Mittelpunkt und erteilt ihm Kraft, von *sich* aus die Umwelt zu ordnen, gewissermaßen magnetische Kraftlinien durch ihr chaotisch gegebenes Feld zu ziehen, um sie in Gestalt umzuschaffen. Es handelt sich hier um eine der Kristallisation entsprechende Erscheinung: von einem Keim aus entwickelt sich durch Anfatz ungeordneten Stoffes langsam das Durchsichtige, in Flächen Aufscheinende des Kristalls. Und wie dieser nur in gewisser Ruhe und Ungestörtheit zu schönen Formen anschießen kann, — was wir alle schon während der Schulzeit erfuhren, als der Lehrer uns ein Gläschen mit Salzwasser auf einen möglichst ungefährdeten Ort der Wohnung zu stellen aufgab — so kann auch persönliches Wesen nur dann sich entfalten, wenn Muße es gewährleistet. Verbindung des Menschen mit dem Werk, mit der Natur, mit den Geschehnissen der Umwelt, jener Ordnungszustand, der im Gefolge eines aus dem Strom des Lebens sich frei erhebenden Ich eintritt, kann nur geschehen, wenn die Mutterlauge Welt diesen Prozeß gewähren lässt wie einst; doch mißlingt er unfehlbar, wenn sie ihn als ein unruhiger Strom fortwährend stört und den harmonischen Heraustritt des Ich verhindert.

Heute, da die Welt zu etwas Betäubendem ange schwollen ist, wird solche innere Kristallbildung immer schwerer: wir werden auf unpersönliche Bahnen geschleudert, der Masse- und Maschinenmensch, eine mittelpunktlose Vitalität beginnen uns zu überfluten und dem Einzelnen gelingt es nur mehr selten, zu einer klaren, fest begrenzten Eigenstellung sich emporzuretten.

Robert Braun (Wien).

Religiös-soziale Vereinigung der Schweiz.

Prinzipienerklärung.

Wir in der Religiös-sozialen Vereinigung der Schweiz zusammengeschlossenen Männer und Frauen stehen auf dem Boden der biblischen *Botschaft vom Reiche Gottes für die Erde* und sehen im Wiedererwachen dieser Botschaft die Voraussetzung für eine Ueberwindung der unser Leben bedrohenden Nöte und Schwierigkeiten, sowie für die von uns erhoffte Erneuerung der Welt. Wir glauben an den *lebendigen Gott*, der uns in der Geschichte seines Reiches, vor allem in *Jesus Christus*, seine Wahrheit offenbart hat und bekennen mit dem Apostel: „Wir erwarten nach seiner Verheißung einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt.“ In solchem Glauben sehen wir Gott auch heute am Werke, um in Gericht und Gnade mit seinem Reiche in diese Welt einzudringen und dieses im Kampf gegen alle widergöttlichen Mächte seinem Siege entgegenzuführen. Wir betrachten es als unsere Aufgabe, diesen Willen Gottes zu erkennen und ihm zu gehorchen, da Gott sein Werk nicht nur an uns, sondern auch mit